



Wibke
Backhaus

Berg- kameraden

Soziale
Nahbeziehungen
im alpinistischen
Diskurs
(1860-2010)

campus

Bergkameraden

Reihe »Geschichte und Geschlechter«
Herausgegeben von Claudia Opitz-Belakhal, Sylvia Paletschek,
Angelika Schaser und Beate Wagner-Hasel
Band 67

Wibke Backhaus, Dr. phil., ist Referentin für Gleichstellung und
Diversität der Hochschule Heilbronn.

© Campus Verlag GmbH

Wibke Backhaus

Bergkameraden

Soziale Nahbeziehungen im alpinistischen Diskurs
(1860–2010)

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des DFG-Graduiertenkollegs 1288
»Freunde Gönner Getreue« an der Universität Freiburg im Breisgau
Zugleich Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

ISBN 978-3-593-50574-9 Print
ISBN 978-3-593-43473-5 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2016 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

1. Alpinismus, Freundschaft und Geschlecht: Einleitung.....	9
Alpinismus und Moderne	16
Freundschaft und Geschlecht	28
Diskurs und Hegemonie: Methodologische Überlegungen.....	38
2. »Wie das Band der Freundschaft sich fest und fester um Jene schlingt, welche gemeinsame Gefahren glücklich überstanden haben«: Bergsteiger, Bergführer und der Aufstieg des Männerbunds in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	54
Homosoziale Bergsteigernetzwerke in der Mitte des 19. Jahrhunderts	57
Der Aufstieg der Führerlosen: Freundschaftsversprechen und Abenteuer	74
Autonomie und Gefahr: Der Alleingänger	86
Zwischenfazit: Von der geführten Tour zum Freundesbund	94
3. »Denn wir müssen Hand in Hand gehen, wir alle, die wir da heroben hausen«: Der Erste Weltkrieg in den Alpen.....	97
Offiziere und Soldaten: Militärische Hierarchien und die Kameradschaftserzählung des Ersten Weltkriegs	101
Freiheit und Geborgenheit: Der Gebirgskrieg als Schauplatz autonomen Handelns	105

Zwischenfazit: Der Gebirgskrieger als neuer Prototyp alpinistischer Männlichkeit	108
4. »Und das – und tausend anderes: das heißt Kameradschaft«: Bergkameradschaft als Leitbegriff des alpinistischen Diskurses der 1930er Jahre	110
Kameradschaft als Versprechen umfassender Gemeinschaft..	114
Die Vergeschlechtlichung der Kameradschaftserzählung und die Geschlechterkameradschaft am Berg	133
Himalajafahrten: Koloniale Nahbeziehungen im Expeditionsbergsteigen	152
Zwischenfazit: Bergkameradschaft als flexible Chiffre des Ein- und Ausschlusses.....	163
5. »Es ist der Sieg aller, ein Sieg menschlicher Brüderlichkeit«: Gemeinschaftsentwürfe im Nachkriegsalpinismus und den 1950er Jahren.....	166
Nationale Vermächtnisse und internationale Seilschaften.....	169
Der Einzelne und die Gruppe: De- und Remontagen des Kameradschaftsideals	184
Die Wandlungen des Kameradschaftsideals und die Stabilität der alpinistischen Geschlechterordnung.....	194
Zwischenfazit: Die Reformulierung der Kameradschaftsidee.....	201
6. »Der Weg zum Gipfel ist wie der Weg zu sich selbst – ein Alleingang«: Die gegenkulturelle Wende im Bergsport um 1980	203
Bergsteigen als Selbsterfahrungsstechnik.....	207
Gruppendynamiken und Expeditionshierarchien: Gegenkulturelle Reflexionen der Gemeinschaft am Berg	221
Zwischenfazit: Der Bruch mit dem Kameradschaftsideal.....	235

7. »Ein Team waren wir nur auf dem Papier«: Die Grenzen des Autonomieparadigmas in der Bergliteratur der Jahrtausendwende	238
Geld, Erfolg und Zusammenhalt: Expeditionsgruppen im geführten Himalajabergsteigen.....	242
Familiengeschichten vom Berg.....	261
Zwischenfazit: Die neue Sehnsucht nach Zusammenhalt.....	280
8. Abschließende Überlegungen.....	283
Literatur.....	295
Abkürzungsverzeichnis.....	316
Biografisches Verzeichnis.....	317
Danksagung	332

1. Alpinismus, Freundschaft und Geschlecht: Einleitung

»Es sind nicht nur Geschichten von rauen Abenteuern in unerkundeten Gegenden, in denen Härte und Durchhaltevermögen zählen. Es sind auch Berichte voller Menschlichkeit und echter Freundschaft...« (Mundologia 2012: 40)

Berggeschichten, diese Beobachtung teilt meine Arbeit mit dem oben zitierten Werbetext für einen Vortragsabend, handeln nicht nur vom einsamen Kampf eines oder einer Einzelnen gegen eine unwirtliche Natur. Eng mit der Sehnsucht nach Abenteuer, Naturerlebnis und einem Ort außerhalb der »erkundeten« Zivilisation verbunden ist die Idee einer zwischenmenschlichen Nähe, die dort und nur dort erfahren werden kann. Eine raue Natur, so die Botschaft, erfordere und bedinge eine »Menschlichkeit«, die im Hochgebirge im Extrem erfahrbar werde.

Bergsteigen eignet sich offenbar auf besondere Weise für die Projektion von Gemeinschaftssehnsüchten und Entwürfe idealer Subjektivität. Dieser Dimension alpinistischer Selbst- und Fremddeutungen geht die vorliegende Arbeit nach. Sie befragt die alpine Literatur eines Zeitraums von circa 150 Jahren daraufhin, wie in ihr und mit ihrer Hilfe soziale Nahbeziehungen am Berg verhandelt werden und arbeitet die vergeschlechtlichten Implikationen dieser Verhandlungen heraus. Als Material dienen mir deutschsprachige Bergbücher – oft reich bebilderte Tourenberichte, in denen Bergsteiger/innen und Alpinjournalist/innen von Reisen in die Gebirge der Welt erzählen. Historischer Ausgangspunkt der diskursanalytischen Untersuchung ist die Phase der Gründung der ersten alpinen Vereinigungen und Erstersteigungen der hohen Alpengipfel um 1860. Ausgehend von den Schilderungen dieser Alpenreisenden des »klassischen Alpinismus« (zur Periodisierung vgl. Perfahl 1984: 74ff.) verfolge ich dann die Verhandlungen sozialer Nahbeziehungen am Berg durch das 20. Jahrhundert hindurch.

Überraschenderweise ist das Freundschaftsmotiv in wissenschaftlichen Reflexionen des Phänomens Alpinismus selten zum Gegenstand geworden. Das mag am unübersichtlichen Stand der Freundschaftsforschung

liegen, die sich nur schwer auf gemeinsame Leitfragen, Begriffe und theoretische Modelle festlegen lässt. Vor allem ist diese Leerstelle aber wohl in der unmittelbaren Plausibilität der alpinistischen Freundschaftserzählung selbst begründet: Erfahren die Akteur/innen in gefährlichen Situationen doch eine unmittelbare Abhängigkeit von ihren Kletterpartner/innen. Todesgefahr und Abgeschiedenheit, Knappheit von Lebensmitteln, Medikamenten oder Sauerstoff aber auch die Enge im Zelt und die Notwendigkeit, gemeinsame Entscheidungen zu treffen, prägen die Gemeinschaftserfahrung am Berg. Zusammenhalt und gegenseitiges Vertrauen sind für das Gelingen der Unternehmungen unabdingbar; der Tod von Seilgefährten/innen oder Situationen, in denen das eigene Leben von der Hilfe anderer abhängig ist, gehören für diejenigen, die extreme Varianten des Bergsports betreiben, zum Erleben am Berg dazu.

Dennoch ist die Idee eines besonderen Gemeinschaftserlebens am Berg keinesfalls ein unmittelbares Ergebnis der Lebensgefahr oder des Aufenthalts in unwirtlichen Gegenden. Sie hat ihre eigene Geschichte, die mit sich wandelnden sportlichen Praxen und Veränderungen in der Zusammensetzung von Expeditionsgruppen verbunden ist; sie legitimiert, erklärt und ermöglicht diese Veränderungen. So wenig selbstverständlich wie die Annahme, dass Lebensgefahr und Entbehrungen zu harmonischer »Menschlichkeit und echter Freundschaft« führen – im Gegenteil: die Geschichte der Freundschaft am Berg wird sich auch als Geschichte des Erzählens und Verschweigens von Konflikten entpuppen –, so wenig selbstverständlich ist die Annahme, dass es sich hierbei um einen erzählenswerten Kern des Bergerlebnisses handelt. Auf welche Weise zwischenmenschliche Nähe am Berg thematisiert oder verschwiegen wird, zwischen wem sie denkbar scheint oder sogar eingefordert wird, wie sie benannt wird, welche Formen sie annimmt und auf welche Weise sie sich in den Erzählungen der Bergsteiger/innen jeweils beweist, erzählt viel über alpinistische Selbstverständnisse und Ideale.

Im Zentrum meiner Analyse der Verhandlungen sozialer Nahbeziehungen am Berg steht dabei die Frage nach der Vergeschlechtlichung der alpinistischen Freundschaftserzählung. Auch im obigen Zitat verweisen »Härte und Durchhaltevermögen« auf ein vergeschlechtlichtes Stereotyp der beim Bergsteigen verlangten Qualifikationen. Alpinistische Männlichkeitsentwürfe der Gegenwart behaupten sich meist gegen solche Annahmen »harter Männlichkeit:

»Das ist ein Klischee, ein völlig falsches Bild. Natürlich hängt es mit der Bergsteigerei zusammen. Der Bergsteiger ist ein »harter Mann«. Auch der Typus Naturmensch ist immer noch machobesetzt. Aber ich bin nicht so.« (Messner 1996: 82)

Reinhold Messners »immer noch« verweist auf eine Vergangenheit, in der die Verknüpfung von Bergsteigen mit einem Ideal männlicher Härte selbstverständlich gewesen sei. Tatsächlich gilt das Bergsteigen in weiten Teilen des hier untersuchten Zeitraums als besonders männliche Angelegenheit. Insbesondere in der Zwischenkriegszeit charakterisieren Risikobereitschaft, Durchhaltevermögen, das Antreten gegen einen als »Gegner« imaginierten Berg oder die »Eroberung« unbekanntem Territorium den Bergsteiger entlang kriegerischer Ideale. Diese symbolische Verknüpfung von Bergsteigen und Männlichkeit ist an einen Ausschluss von Frauen gebunden, der vielfältige Formen annehmen kann: Bergsteigerinnen werden Vereinsmitgliedschaften verweigert und Expeditionseinladungen versagt, ihre Fähigkeiten werden infrage gestellt oder lächerlich gemacht, die Publikation ihrer Tourenberichte erfolgt gar nicht oder nur anonym (vgl. z. B. Wirz 2007; Runggaldier 2011). Die Freundschaft am Berg ist in diesem Kontext nicht einfach die milde Seite des Abenteurers, sondern (zum Beispiel in Form männerbündischer Zusammenschlüsse) Medium des Ausschlusses. Als Grenzen überschreitende, persönliche Bindung kann sie aber, das wird die Untersuchung gleicherweise zeigen, auch Chancen der Teilhabe eröffnen.

Die Prinzipien des »heroischen Alpinismus«¹ der Zwischenkriegszeit, Vorstellungen von Kampf und Opfer am Berg, gelten spätestens mit dem Aufkommen der Sportkletterbewegung in den 1970er Jahren als überholt. Damit scheint auch die Entwicklungsgeschichte einer überwundenen oder in Überwindung begriffenen Männerdominanz im Bergsport unmittelbare Plausibilität zu besitzen. Der Alpinhistoriker Peter Grupp (2008) beispielsweise versteht die Geschichte des Frauenbergsteigens als »Kapitel der Emanzipation der Frau von der traditionellen Rolle des Heimchens am Herde« (ebd.: 236). Ernst Hanisch schreibt in seiner Geschichte der Männlichkeiten (2005), die dem Alpinismus immerhin ein eigenes Kapitel widmet, dass dieser in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seinen »männlichen Charakter stark eingebüßt« habe und zum »Familiensport« geworden

1 Dieser Terminus ist in der alpinhistorischen Diskussion umstritten. Peter Grupp (2008: 79) hält ihn für »polemisch«. Dennoch fasst er wesentliche Aspekte des alpinistischen Selbstverständnisses der Extremkletterer der Zeit, vor allem die hohe Risikoorientierung und die Idee des Opfertods am Berg.

sei (ebd.: 402). Victoria Robinson (2008) erklärt das Anliegen ihrer Studie über männliche Identitäten im Felsklettern als Interesse an der »intersection between hegemonic or traditional masculinity, and the challenges of new masculinities in non-mainstream sports« (ebd.: 22). Sie fragt, »whether they [male rock climbers, W.B.] challenge traditional/dominant notions of gender roles, identity and power, or merely appear to re-invent them, while in reality reconstructing old ones« (ebd. 25).

Während meine Arbeit Robinsons Anliegen, widersprüchliche und ambivalente Bewegungen in den Blick zu bekommen, durchaus teilt, scheint mir das Gegensatzpaar »hegemonic or traditional«, bzw. »traditional/dominant« versus »more liberatory« (ebd. 23), »new and more egalitarian« (ebd.) ein wenig taugliches Werkzeug, um die Grundannahmen der alpinistischen Selbsterzählungen kritisch zu befragen. Findet sich diese Verzeitlichung der Geschlechterfrage doch auch im Material selbst: Im Gegensatz von alt vs. neu erscheint in den Schriften von Bergsteiger/innen eine harte, entbehrungsfähige Bergsteigermännlichkeit wahlweise als erstrebenswertes Ideal jenseits einer verweiblichenden Moderne (dazu auch Günther 1998: 155ff.) oder als Klischee einer längst überwundenen alpinistischen Vergangenheit. Männerbündische Zusammenschlüsse gelten als zukunftsweisende Modelle mann-männlicher Verbundenheit oder taugen als Abgrenzungsfolie eines Neuentwurfs alpinistischer Identität, die »jetzt« auch Frauen einschlieÙe. Die Fortschrittslogik der Moderne und der mit ihr verbundene Gegensatz von Tradition und Moderne erweisen sich im gesamten Untersuchungszeitraum als Modelle, über die Vorstellungen von Geschlechterdifferenz und -hierarchie plausibilisierbar werden.

Dementsprechend skeptisch ist diese Arbeit allen Ansätzen gegenüber, die das Problem männlicher Dominanz im Bergsport als Ergebnis der Persistenz eines »veralteten«, heroischen Männlichkeitsentwurfs deuten. Der Blick in die Quellen eröffnet zunächst eine Perspektive, die nicht einen einzigen, sondern vielfältige »alte« Männlichkeitsentwürfe rekonstruierbar macht, die in der Entwicklungslogik eines »Alt vs. Neu« nur schwer zu greifen sind. Zudem, so eine der zentralen Beobachtungen, scheint für die jeweiligen Protagonisten weniger das Beharren auf »alten« Legitimationsmustern Erfolg versprechend, um eine eigene Vormachtstellung zu behaupten, denn eine äußerst flexible Indienstnahme des (oft nur vermeintlich) Neuen. In diesem Sinn behauptet diese Arbeit nicht die problematische Persistenz eindimensionaler Modelle heroischer Männlichkeit, son-

dern skizziert die ständigen Bedeutungsverschiebungen in Entwürfen alpinistischer Männlichkeit.

Wenn also Wissenschaftler/innen und schreibende Alpinist/innen den »typische[n] Bergsteiger von einst – »stark, wettkampforientiert und leistungsfähig«, der »mit seinen monotonen und einseitigen Verhaltensmustern keine Frau über sich dulden« konnte (Messner 2010: 13), oder die »herablassende Machohaftigkeit« (Grupp 2008: 235) der Vergangenheit als Problem identifizieren, wird häufig angenommen, dass weniger »rückwärts-gewandte« Männlichkeitsentwürfe automatisch als Motor einer egalitäreren Geschlechterordnung am Berg fungieren. Meine Arbeit fragt dagegen, wie solche Entgegensetzungen selbst als Strategien fungieren können, die Position der bergsteigenden Heldenfigur zu festigen. Die These lautet, dass die Ausgrenzung von Frauen im Bergsport auf der hier untersuchten Ebene medialer Repräsentationen nicht mit Hilfe veralteter, eigentlich überholter und gegen Veränderung resistenter Männlichkeitsinszenierungen aufrecht erhalten wurde und wird, sondern dass gerade die flexible Anpassungsfähigkeit an Erfordernisse der Neudefinition von Männlichkeit dazu dient, die Machtposition bestimmter Männer und die Exklusivität des Zugangs zu ihren Zusammenschlüssen zu legitimieren und abzusichern.

Ich erzähle folglich keine Entwicklungsgeschichte einer überwundenen Männerdominanz im Bergsport, auch wenn die Partizipationsmöglichkeiten von Frauen sich entscheidend verändert und sicher auch verbessert haben. Vielmehr geht es mir darum, Wandel als solchen zu beschreiben, das heißt zu fragen, wie in und mithilfe von Freundschaftsgeschichten Geschlechterdifferenzen und -hierarchien auf jeweils spezifische Weise behauptet, aufrechterhalten, aber auch infrage gestellt werden.

Der Fokus auf Entwürfe sozialer Nahbeziehungen am Berg erweist sich dabei nicht allein deshalb als produktiv, weil »echte Freundschaft« neben »unerkundeter« Natur einen der zentralen Kristallisationspunkte gegenmoderner Sehnsüchte innerhalb des alpinistischen Diskurses bildet. Die Diskussionen um Freundschaft, Kameradschaft oder Seilpartnerschaft berühren darüber hinaus unmittelbar die Frage, wer (wie) dazugehört. Sozial homogene Räume sind nicht einfach von sich aus existent, sondern müssen exklusiv gehalten und in ihrer Exklusivität legitimiert werden (für weiße Räume vgl. Frankenberg 1996: 58). Freundschaftsgeschichten machen Angebote zur Definition alpinistischer Identität, die auf diese Prozesse hin befragt werden können. Sie entwerfen mögliche Subjektpositionen und strukturieren den Zugang zu diesen. Meine Frage nach sozialen Nah-

beziehungen am Berg fokussiert dabei nicht eine präexistente Gruppe (meist männlicher) Freunde, sondern eine Vielfalt von Beziehungen, die mit unterschiedlichen Bedeutungen versehen, geordnet und hierarchisiert werden. Der Blick auf die Freundschaftsgeschichten vom Berg eröffnet so einen analytischen Zugang zu Strategien, über die innerhalb des alpinistischen Diskurses Positionen als hegemonial behauptet werden, aber auch Perspektiven auf die Angriffe, denen diese ausgesetzt sind.

Dabei entpuppen sich Verhandlungen von Geschlecht als unmittelbar verwoben mit anderen Achsen der Grenzziehung und Differentsetzung. Mit der Frage, wer auf welche Weise dazugehört, stehen immer auch Differenzen zwischen Männern zur Disposition. Welche Position Träger, Bergführer oder Sherpas² in den Gruppen einnehmen, ist nicht weniger umstritten als die Frage nach der möglichen Anwesenheit von Frauen (die dann zumeist als weiß und dem globalen Norden zugehörig imaginiert werden). Vergeschlechtlichte Zuschreibungen werden nicht allein genutzt, um Frauen im Außen zu halten, sondern auch, um bestimmte Männer als ›männlicher‹ zu behaupten als andere (vgl. grundlegend Connell 1995: insbes. 76ff.). Die Geschichte sozialer Nahbeziehungen am Berg ist so auch eine Geschichte von Kämpfen um Zugehörigkeit, Status und Anerkennung, die diejenigen führen, die an die Grenzen der alpinistischen Gemeinschaft verwiesen werden – in weiten Teilen des Untersuchungszeitraums Bergsteigerinnen, Bergführer oder Sherpas. Gleichzeitig stehen Freundschaftsideale immer wieder gemeinsam mit denjenigen größeren Bezugssystemen infrage, aus denen sie ihren Anspruch auf Gültigkeit beziehen. In den Geschichten über die Freundschaft am Berg werden problematisch gewordene Konzeptionen alpinistischer Identität durch andere abgelöst oder ergänzt, mögliche Subjektpositionen ausgelotet, Grenzen gezogen und infrage gestellt. Dabei ist es für die vorliegende Arbeit wichtig, auch die Subjekte des ›Widerstands‹ als diesen Grenzziehungen nicht vorgängig zu denken. Vielmehr wird sich zeigen, dass sich wandelnde Konzeptionen von Gemeinschaft jeweils unterschiedliche Ausschlüsse und An-

2 Sherpa ist eine ethnische Bezeichnung, gleichzeitig eine Berufsbezeichnung für Höhenbergführer (vgl. Ortner 1999: 12f.). Selbstverständlich sind somit auch Sherpa/nis Höhenbergsteiger/innen. Die sprachliche Unterscheidung zwischen Bergsteiger/innen, Bergführer/innen und Sherpas wird in meinem Material allerdings durchgängig aufrechterhalten. Ich übernehme sie, um die daran gebundenen Grenzziehungen, in denen sich rassialisierende Zuschreibungen, (post)koloniale Abhängigkeitsverhältnisse und hierarchisch strukturierte Arbeitsbeziehungen überlagern, thematisieren zu können.

griffspunkte beinhalten. Neue Chancen auf Teilhabe und neue Formen der Ausgrenzung sind oft unmittelbar miteinander verquickt.

Auf einer ersten Ebene lässt sich diese Arbeit somit als eine Kulturgeschichte alpinistischer Gemeinschaftsentwürfe lesen. Ich beschreibe, wie die Idee einer besonderen Bergkameradschaft sich formiert, welchen Veränderungen sie unterliegt und von welchen alternativen Gemeinschaftsmodellen sie abgelöst wird. Die Frage nach dem Wandel alpinistischer Gemeinschaftsentwürfe zielt auf einer zweiten Ebene darauf ab, Verhandlungen von Geschlechterdifferenz und -hierarchie im alpinistischen Diskurs analytisch nachzuvollziehen. Die sich wandelnden alpinistischen Gemeinschaftsvorstellungen und -ideale sind Gegenstand beständiger Aushandlungsprozesse, in denen, immer verwoben mit vielfältigen Achsen der Differenz, alpinistische Identitäten entlang vergeschlechtlichter Grenzziehungen entworfen werden. Der titelgebende Begriff »Bergkameraden«³ steht dabei stellvertretend für eine Vielzahl von Bezeichnungen für soziale Nahbeziehungen am Berg, die zwar Konjunkturen unterliegen, sich in den Quellen aber oft nur unzureichend voneinander abgrenzen lassen. Dementsprechend liefert diese Arbeit keine trennscharfen Definitionen und Modelle unterschiedlicher Entwürfe des Zusammenhalts, sondern lotet gerade diese Unschärfen, Widersprüche und Unvereinbarkeiten aus.

Die Leitfrage nach den Verhandlungen sozialer Nahbeziehungen im alpinistischen Diskurs verfolge ich entlang chronologischer Cluster, die die Unterkapitel dieser Arbeit bilden. Diese fokussieren jeweils entscheidende Brüche oder Neukonzeptionen der Gemeinschaftsentwürfe am Berg, die sich in der Arbeit mit dem Material herauskristallisiert haben: das Aufkommen des führerlosen Bergsteigens im ausgehenden 19. Jahrhundert (Kap. 2), die Kameradschaftserzählungen des Dolomitenkriegs (Kap. 3), die Gemeinschaftsentwürfe der Bergliteratur der 1930er Jahre (Kap. 4), die Revisionen dieses Kameradschaftsideals in den 1950er Jahren (Kap. 5), die gegenkulturelle Wende im Bergsport um 1980 (Kap. 6) und die Diskussio-

3 Dass im Titel ausschließlich Männer benannt sind, ist eine bewusste Entscheidung. Meine Arbeit steht im Bemühen, die An- und Abwesenheiten von Frauen am Berg sprachlich zu erfassen, vor Problemen: Ob Frauen dabei waren, ist aus den Quellen selbst erstens oft nur schwer bis gar nicht zu erschließen; die Sekundärliteratur bleibt weiterhin lückenhaft. Wenn in den Quellen vereinzelt Frauen genannt werden, wäre eine geschlechtsneutrale Schreibweise zweitens zwar angebracht, erzeugt dann aber ein verzerrtes Bild gleichberechtigter Teilhabe und problemloser Sichtbarkeit. Ich riskiere deshalb im Titel sowie in weiten Teilen dieser Arbeit mit der Verwendung der männlichen Schreibweise eine sprachliche Verdoppelung des Ausschlusses, um ihn auf der inhaltlichen Ebene deutlicher zum Thema machen zu können.

nen um die als Kommerzialisierung wahrgenommenen Veränderungen im Expeditionsbergsteigen ab Ende der 1990er Jahre (Kap. 7). Diese Zäsuren sind aus der Arbeit mit dem Material entstanden. Dass die hier behaupteten »Bruchstellen« innerhalb des alpinistischen Diskurses auf umfassendere kultur-, bzw. gesellschaftsgeschichtliche Einschnitte verweisen und sich der Wandel alpinistischer Gemeinschaftsentwürfe in gängige alpinhistorische Chronologien einordnen lässt, ist dennoch nicht zufällig. Schließlich beziehen die Freundschaftsgeschichten vom Berg ihre Legitimität und Plausibilität aus größeren kulturellen Deutungszusammenhängen.

Die einzelnen Kapitel sind auch einzeln lesbar und ergänzen die vorhandene alpingeschichtliche Forschung um einen Blick auf Gemeinschaftskonzeptionen in der Bergliteratur. In der Gesamtschau liefern sie einen Überblick über die Mehrschichtigkeit und Vielfalt von Entwürfen sozialer Nahbeziehungen im alpinistischen Diskurs und lassen erkennen, wie mithilfe sich wandelnder Konzeptionen von Freundschaft am Berg Vormachtstellungen behauptet und infrage gestellt, Ausschlüsse legitimiert und Forderungen nach Teilhabe formuliert werden.

Um die theoretischen und methodologischen Grundlagen dieser Argumentation zu klären, stelle ich der Analyse im Folgenden einige Erläuterungen voran. Die folgenden Abschnitte positionieren meine Arbeit in den Debatten um das Verhältnis von Alpinismus und Moderne sowie um Freundschaft und Geschlecht. Sie skizzieren den Forschungsstand, klären wesentliche Begriffe und stellen abschließend eine Version hegemonietheoretisch informierter Diskursanalyse vor, die es ermöglicht, die oben skizzierten Prozesse des beständigen Ringens um Bedeutungen analytisch nachzuvollziehen.

Alpinismus und Moderne

Die Idee der »rechten Freundschaft« am Berg lässt sich, wie die Behauptung der »unerkundeten Gegenden« als Bestandteil des alpinistischen Diskurses charakterisieren, der das Bergsteigen als Gegensatz zu und Außen der Moderne, in Teilen auch als Neuentwurf einer besseren Moderne, behauptet. Die Zeit der Erschließung der letzten Alpengipfel in der Mitte des 19. Jahrhunderts fällt nicht zufällig mit denjenigen gesellschaftlichen Veränderungen zusammen, die gemeinhin als Modernisierung beschrieben

werden. Diese Prozesse – technische Entwicklungen, Industrialisierung, Nationalstaatenbildung, koloniale Expansion, Ausbau der touristischen Infrastruktur, Vereinswesen, Aufstieg des Bürgertums – ermöglichen und begleiten den Aufstieg des Alpinismus. Dass dabei diejenigen modernen Entwicklungen, vor denen die Berge einen Ausweg bieten sollen, die Bergsteiger/innen erst nach oben bringen – das gilt für die Eisenbahn genauso wie für die europäischen Kolonialverwaltungen –, ist verschiedentlich bemerkt worden (vgl. z.B. Dummitt 2004). Die Frage, auf welche Weise dieses Verhältnis von Alpinismus und Moderne gefasst werden soll, wird in der Forschung jedoch recht unterschiedlich beantwortet. Der folgende Abschnitt skizziert das Moderneverständnis dieser Arbeit und stellt den Forschungsstand zur Alpingeschichte vor.

Alpinismus als modernes Phänomen

Bergsteigen ist aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion geworden. Dabei lassen sich die Arbeiten grob in zwei Richtungen unterteilen: Ein eher sportsoziologisch, sportphilosophisch und sportpsychologisch ausgerichteter Strang fragt nach der individuellen oder gesellschaftlichen Funktion des Abenteuer- und Risikosports. Ein inzwischen recht breit ausdifferenziertes Feld historisch argumentierender Untersuchungen beschäftigt sich dagegen mit dem Alpinismus als kulturellem Phänomen. Beide Richtungen nehmen oft wenig Notiz voneinander. Das mag in generellen Schwierigkeiten interdisziplinärer Verständigung begründet sein. Die fehlende wechselseitige Bezugnahme lässt sich aber auch mit dem jeweiligen Zugriff auf den Gegenstand und, eng damit verbunden, einem unterschiedlichen Zugang zum Begriff Moderne erklären. Diesen erläutere ich im Folgenden beispielhaft an der Gegenüberstellung zweier für die jeweilige Richtung wegweisender Ansätze.

Dabei teilen der Kulturwissenschaftler Bernard Tschofen und der Sportsoziologe Karl-Heinrich Bette zunächst ein grundsätzliches Einverständnis darüber, vom Alpinismus als modernem Phänomen zu sprechen. Der Alpinismus sei »eine genuin moderne Kulturbewegung«, schreibt Tschofen (1999: 32). Bette (2004: 10f.) sieht den Abenteuersport als »Reaktion auf die personalen Wirkungen und Ambivalenzen der sich durchsetzenden Moderne«. Im Zentrum steht jeweils das oben skizzierte Motiv des

Bergsteigens als Flucht aus der Moderne, das beide Autoren selbst für ein modernes Phänomen halten.

Damit positioniert sich Bette gegen Ansätze, die das Bergsteigen als Kompensation von Defiziten der Moderne verstehen, ohne den Bergsport und seine Ausstiegsinszenierungen selbst explizit als modernes Phänomen zu charakterisieren (vgl. beispielhaft Aufmuth 1994 [1988], 1986; Lutz 2001; Caysa/Schmid 2002; Opaschowski 2000). In der Begegnung mit dem Berg, argumentieren diese Autor/innen, könnten Bergsteiger/innen durch das Leben in der Moderne verursachte Identitätskrisen bewältigen. Solchen Ansätzen wirft Bette (2004: 9) eine Ontologisierung des Risikohandelns sowie eine fehlende analytische Distanz zu den Selbstdeutungen der Akteur/innen vor. Letztlich zielt auch Bettes Arbeit aber darauf ab, die Kompensationsthese soziologisch zu fundieren, nicht darauf, diese zu verabschieden. Er argumentiert, dass es die fortgeschrittene Moderne selbst sei, die das Entstehen von Risikopraktiken bedinge (vgl. ebd.: 122ff.) und grenzt sich von auf das Individuum zielenden Erklärungsversuchen ab. In seiner Deutung hängen die Extremsportler/innen wie auch die Konsument/innen der Abenteuererzählungen einer kollektiven Fiktion des Ausbruchs nach. Gerade deshalb erfüllen die erfolgreich inszenierten Abenteuer der Wenigen aber eine breitere gesellschaftliche Funktion: Nachdem andere Felder des Abenteuers an Bedeutung verloren hätten, sei der Abenteuersport »eine Antwort auf die Abenteuer- und Risikoverdrängung in der Restgesellschaft« (ebd.: 118). Der Bergsport entpuppt sich so zwar als eine höchst moderne Antwort auf die Moderne, dennoch theoretisiert auch Bette das Abenteuer unter dem Vorzeichen der Kompensation.

Bernhard Tschofen dagegen geht es nicht um die Funktion des Bergsports in der Moderne, sondern um die kulturellen Bedeutungen von Bergen und Bergsteigen, darum, »wie sich die Moderne mit dem ›Alpinen‹ ein bis heute wirkmächtiges – und vielfältig erneuerbares – Konnotationsreservoir geschaffen hat« (Tschofen 1999: 10). Dabei verweist er auf die Historizität des Fluchtmotivs:

»[D]er Alpinismus argumentiert aus der Moderne heraus und in die Moderne hinein. Er setzt eine Lebensweise voraus, die bereits zeitgleich mit Attributen wie ›bürgerlich‹ ›städtisch‹, ›industriell‹ versehen wird. Und er setzt den Glauben an einen wettzumachenden Verlust voraus; vom Bergsteigen heißt es, ›dass es den Mann männlicher, den Mensch menschlicher, weil naturgemässer [sic] macht.« Den Alpinismus schließlich in eine Reihe von Fluchtbewegungen zu stellen ist keine Empfehlung der Kompensationstheorie gegenwärtiger Prägung, sondern – wenn

nicht zeitgleiches Selbstbild» dann doch – evidente und begleitende Deutung alpinistischer Chronik und Reflexion.« (Ebd.: 15)

Im Motiv der Flucht vor der Moderne – so lässt sich Tschofens Intervention lesen – entwerfen Bergsteiger/innen die Moderne selbst, und in diesem Komplex die eigene alpinistische Identität. Räume des Abenteuers sind dann wie schon bei Bette nicht einfach ein Außerhalb der Moderne, sondern deren konstitutiver Bestandteil. Tschofen zieht aus diesem Perspektivwechsel allerdings andere Konsequenzen: Er nimmt nicht die Funktion des Bergsteigens in der Moderne, sondern Konstruktionsprozesse der Moderne selbst in den Blick. Ihn interessiert, wie über die Alpenbegeisterung als kulturelle Praxis historisch verhandelt wird, was unter Moderne als Gegenwartsbeschreibung jeweils zu verstehen ist. »Mountain climbing«, schreibt auch der Alpinhistoriker Peter Hansen (2013: 3), »did not emerge as the expression of a preexisting condition known as 'modernity', but rather was one of the practices that constructed and redefined multiple modernities [...]«

Für die Frage nach der Vergeschlechtlichung alpinistischer Freundschaftskonzeptionen erscheint mir dieser Ansatz vielversprechend, fragt er doch nach den Bedeutungen, die historische Akteur/innen Geschlecht, Moderne und Alpinismus jeweils geben.⁴ Im Rahmen dieser Arbeit wird die Moderne deshalb weniger als der Analyse vorgängige Größe denn als Gegenstand selbstreflexiver Aushandlungsprozesse in den Blick zu nehmen sein.

Krisen der Moderne als Krisen der Männlichkeit

Das oben skizzierte Verständnis von Moderne teilen Tschofen oder Hansen mit anderen kulturhistorischen Arbeiten zum Alpinismus, allen voran mit Dagmar Günthers (1998) diskursanalytischer Studie zum Vereinsalpinismus der Jahrhundertwende 1900. Anders als Tschofen spürt Günther der Vergeschlechtlichung des Fluchtmotivs nach. Ihre Arbeit lässt sich so als Beitrag zur feministischen Debatte um die Krisen der Moderne lesen: Die Entwürfe des Alpinen als Ausweg aus der (oder auch: Neuentwurf

⁴ Mir geht es an dieser Stelle nicht um eine grundlegende Kritik an systemtheoretischen Zugängen in der Sportsoziologie. Vielmehr erscheint mir vor dem Hintergrund meiner Fragestellung die funktionalistische Ausrichtung in Bettes Argumentation problematisch: Die Bedeutungen von Moderne sind hier immer schon gegeben und deshalb – wie ich im Folgenden darlege – kaum mehr auf ihre Verschränkung mit Geschlechterkonstruktionen hin zu befragen.

von) Moderne dienen, so Günther, der Wiederherstellung einer als bedroht imaginierten Geschlechterordnung, die dem Mann nicht nur symbolisch das ›Oben‹ sichert. Die alpinistische Kulturkritik schließt so an Debatten der Jahrhundertwende 1900 an, in denen ›Moderne‹ als Selbstbeschreibung und Zeitdiagnose von vornherein an Verhandlungen des Geschlechtergegensatzes gebunden erscheint. Die Bedrohungsszenarien einer Kulturkrise dechiffriert etwa Hannelore Bublitz (1998: 41) als »Fremdwerden des männlichen Subjekts in der selbst hervorgebrachten, eigenen Kultur«, eine »Krise der männlichen Identität« (ebd.: 42), die sich in einer symbolischen Feminisierung der Moderne äußere.⁵ Steht doch, so Bublitz, um 1900 die Gleichsetzung des Männlichen mit dem Allgemein-Menschlichen zur Disposition. Die Widersprüche zwischen der Position des Mannes als Verkörperung des Allgemeinen und der Tatsache, dass zum Beispiel mit dem Aufkommen der Psychoanalyse auch der Mann als Geschlechtswesen erscheint, brechen um 1900 auf und führen zu einer Legitimationskrise männlicher Vorherrschaft (vgl. auch Mehlmann 2008).⁶ Solche Inszenierungen von Krisen der Moderne als *Krisen der Männlichkeit* (Schnurbein 2001) haben um 1900 Hochkonjunktur (vgl. auch Brunotte/Herrn 2008; Helduser 2005; Klausmann/Schröder 2000), verweisen aber auf eine grundsätzliche Vergeschlechtlichung der Moderne-Diskussion. Verhandlungen der Moderne entpuppen sich als Verhandlungen von Geschlechterdifferenz und -hierarchie.

Inszenierungen des Leidens und des Scheiterns als vergeschlechtlichte Krisenszenarien sind aus dieser Perspektive nicht notwendigerweise Indizien für einen Machtverlust von Männern und bilden nicht nur um die Jahrhundertwende 1900 einen konstitutiven Bestandteil moderner Männ-

5 Urte Helduser (2005) weist am Beispiel der ästhetischen Debatten der Jahrhundertwende plausibel nach, dass es sich keinesfalls um eine einseitige Feminisierung der Moderne handelt, sondern um vielfältige »Geschlechterkonnotationen« (ebd.: 2), in denen die Moderne sowohl mit weiblichen als auch mit männlichen Attributen versehen wird. Diese Diagnose lässt sich auch für die alpinistischen Debatten der Zeit halten.

6 Die Gleichheitsversprechen der Moderne, so die diesen Überlegungen zugrunde liegende Beobachtung, gehen historisch mit der (Re-)Etablierung und Naturalisierung hierarchisierter Differenzen einher: Die bürgerliche Geschlechterordnung, die Frauen Bürgerrechte verweigert und in das Private verweist, ist ebenso ein Produkt der Moderne wie die »Erfindung« biologischer Rassenunterschiede, die die koloniale Unterwerfung nicht-europäischer Menschen rechtfertigt (vgl. z. B. Honegger 2007 [1989]; Fraisse 1995: 77–95; Maihofer 1995: 159–168). Ob angesichts dieser Verschränkung Gleichheit und Freiheit nachholend von den Ausgeschlossenen aufgeholt werden können, oder ob der Widerspruch von Gleichheitspostulaten und Ausschlüssen als konstitutiv für die kapitalistische Moderne zu denken ist, bleibt umstritten.

lichkeitsentwürfe. So versteht beispielsweise Ines Kappert (2002) in ihrer Analyse populärkultureller Erzeugnisse der 1990er Jahre die Krisen der männlichen Protagonisten als Mechanismen der Selbstbeschäftigung, die den weißen, heterosexuellen Mann zurück ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Ähnlich argumentiert die Literaturwissenschaftlerin Elahe Hachemi Yekani (2011), die unterstreicht, dass literarische Krisen selbst als Privileg fungieren können, die den weißen Helden vorbehalten bleiben:

»... the »Others« of this idealised fiction of the autonomous subject cannot claim the position of fundamental crisis as they have never inhabited the place of universal humanity. Of course, models of narrating female or marginalised men's conflicts exist and prosper. However it is the normative and unmarked position of White masculinity that lends narratives of hegemonic masculinity in crisis such a cultural momentum of standing for the whole of mankind. That is why, it can be argued, these texts are part of a discourse that re-privileges hegemonic masculinity. Proclaiming a crisis often entails a restaurative impulse.« (Ebd.: 16)

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive bezeichnet Edgar Forster (2006) solche Mechanismen als männliche Resouveränisierungen (vgl. auch Casale/Forster 2006), ein Muster, das sich auch, darauf zielt Forster, in der akademischen Männlichkeitsforschung oder der Debatte um Jungen als Bildungsverlierer wiederfinden lässt (vgl. z.B. Fegter 2012). Für einen Blick auf die sich wandelnden Legitimationsstrategien der Monopolisierung des Bergsteigens als Männersport werden sich solche Ansätze als hilfreich erweisen, sind doch Kriseninszenierungen fast im gesamten Untersuchungszeitraum in meinem Material prominent.⁷

Auch die wissenschaftlichen Bestimmungen der Defizite der Moderne, die das Bergsteigen kompensieren soll, entpuppen sich häufig als zumindest implizit vergeschlechtlicht. »Abenteuersportler wollen Beute und nicht Rente«, meint Bette (2004: 23). Für Aufmuth (1994 [1984]) bietet das Bergsteigen unter anderem »Kampf« (ebd.: 23), »Bergkameradschaft« (ebd.: 32), »Abenteuer« (ebd.: 50) oder »Herrschergefühle« (ebd.: 47). Der durch das Leben in der modernen Gegenwart beschädigte Mensch bleibt als Mann gedacht, bzw. durch einen Mangel an männlich konnotierten Eigenschaften ausgezeichnet. Für eine Gender-Perspektive bietet die Kompensations- these somit schwer umgängliche analytische Fallen, da, wenn auch meist indirekt über die Figur autonomer Subjektivität, Annahmen über Geschlecht der Analyse vorgelagert bleiben.

⁷ Zur Debatte um Krisen der Männlichkeit vgl. einführend Davies 2008; Martuschkat/Stieglitz 2008: 64–73.

Wenn davon auszugehen ist, dass die selbstreflexiven Bestimmungen von Modernität selbst in die Konstruktion des Geschlechtergegensatzes verstrickt sind, kann Moderne nicht einfach als Rahmen der Analyse vorausgesetzt werden (zur feministischen Kritik an Modernisierungstheorien weiterführend Degele/Dries 2005: 206–231). Tatsächlich bietet aber auch eine Perspektive, die mit diskursanalytischer Distanz von einer inhaltlichen Bestimmung von Moderne absieht, keine abschließende Lösung für die kontroversen Auseinandersetzungen um die Brauchbarkeit des Begriffs. Gelten doch auch in den meisten kulturhistorisch argumentierenden Arbeiten die selbstreflexiven Verhandlungen der Moderne als Ergebnis von, Reaktion auf und Motor von Modernisierungsprozessen. Gerade diese haben sich jedoch als analytisch nur schwer greifbar erwiesen. Welche Maßstäbe anzulegen sind, um eine Gesellschaft als modern charakterisieren zu können, bleibt umstritten. Modernisierungstheorien sehen sich mit Eurozentrismus- und Androzentrismusvorwürfen sowie einer Kritik am normativen Impetus der Modernisierungsdiskussion konfrontiert (vgl. zusammenfassend Schwinn 2006; Degele/Dries 2005). Versuche, die widersprüchliche Grundstruktur von Modernisierungsprozessen ins Zentrum zu stellen, die Fortschrittsbehauptung und die Gegenüberstellung von Tradition und Moderne selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen sowie nicht eine einzige, sondern vielfältige, miteinander verwobene Verhandlungen von Moderne in den Fokus zu rücken, reagieren auch auf diese Interventionen. Auch sie – und damit diese Arbeit – kommen jedoch nicht umhin, die Moderne nicht allein als Figur rhetorischer Selbstreflexion, sondern auch als Bündel historischer Veränderungen von Gesellschaft zu fassen, die diese Reflexionsprozesse bedingen und von diesen bedingt werden. Die Bestimmung des Alpinismus als moderne Kulturbewegung verweist somit auf beides: die gesellschaftlichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts, die die Entstehung des Bergsports ermöglichen und begleiten, wie den alpinistischen Diskurs als Ort selbstreflexiver Bestimmungen von Modernität (vgl. auch Günther 1998: 17ff.).

Der Alpinismus als moderne Kulturbewegung

Der Terminus Alpinismus, eine Selbstbezeichnung der auch als ›Alpinist/innen‹ auftretenden Bergsteiger/innen, wird vor allem von kulturwissenschaftlichen Arbeiten zum Phänomen genutzt. Er verschiebt den Blick weg vom Bergsteigen als Sportart hin zu einem Geflecht aus Insti-

tutionen, Deutungsmustern und Praktiken, die sich mit den Bergen und dem Bergsteigen verbinden. Bergbegeisterung und Bergsteigen werden so als kulturelle Phänomene gefasst, die über das Risikohandeln am Berg hinausreichen (vgl. z.B. Günther 1998: 11ff.). Im Verlauf der Verlagerung bergsportlicher Betätigung von den Alpen zu den außereuropäischen Gebirgen, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts einsetzt, bleiben die institutionellen Rahmenbedingungen, die Gruppe der Akteur/innen wie auch ihre Selbsteutungen weitgehend intakt. Eine Unterscheidung von Alpinismus und »Himalayismus [sic]«, wie sie Dominik Siegrist (1996: 70ff.) vorschlägt, halte ich deshalb für wenig gewinnbringend. Der Alpinismus ist geografisch nicht an die Alpen gebunden, hat aber seinen Ausgangspunkt in der Erschließung der Alpen im 19. Jahrhundert.

Forschung zur Geschichte des Alpinismus wird bis heute vor allem im Umfeld der Alpenvereine vorangetrieben. Neben überblicksartigen Darstellungen (vgl. Grupp 2008; Perfahl 1984), kleineren, meist regionalgeschichtlichen Initiativen sowie den Ausstellungen und Katalogen der alpinen Museen ist aber seit Ende der 1990er Jahre eine zunehmende Zahl alpinhistorischer Monografien und Aufsätze in Fachzeitschriften zu verzeichnen. Sichtbar wird die Entstehungsgeschichte einer facettenreichen alpinen Bewegung im 19. Jahrhundert, die eng mit dem Aufstieg des Bürgertums und des Vereinswesens (vgl. Günther 1998; Gidl 2007), der Nationalstaatenbildung (vgl. Mathieu 2004) einer sich verändernden Natur- und Landschaftswahrnehmung (vgl. Groh/Groh 1991; Mathieu/Boscani Leoni 2005; Mathieu 2006; Lughofer 2014), der wissenschaftlichen Erschließung des Hochgebirges und der Geschichte der Kartografie (vgl. Nagel/Welsch 1999), der Geschichte des Tourismus sowie kolonialen Expansionsbestrebungen (vgl. Bayers 2003) verknüpft ist. Der Alpinismus lässt sich aus dieser Sicht als ein bürgerliches Projekt charakterisieren, in dem städtische Tourist/innen und Wissenschaftler sich zunächst den innereuropäischen Peripherien, später den außereuropäischen Hochgebirgen zuwenden. Im Rahmen einer Kulturbegegnung zwischen Stadtbewohner/innen und lokaler Bevölkerung, die den Tourist/innen vor allem in Gestalt von Bergführer/innen, Senner/innen und Tourismusunternehmer/innen entgegentritt, profilieren sich die städtischen Bergsteiger/innen dabei immer auch gegen das ländliche Andere (vgl. Günther 2005; Scharfe 2007; Wirz 2005).

Auffällig für die Forschung zum deutschsprachigen Alpinismus ist die Konzentration der historischen Studien auf die Jahrhundertwende 1900 und den Nationalsozialismus. Berglandschaften werden im Verlauf des 19.

Jahrhunderts Projektionsflächen nationaler Identifikationen. Diese im Ersten Weltkrieg weiter verstärkte symbolische Verknüpfung einer heroischen Landschaft mit Fantasien nationaler Größe (vgl. Tschofen 1992; auch Rapp 1997) bietet sich auch für nationalsozialistische Propagandaprojekte an, seien es Hitlers Domizil auf dem Obersalzberg (dazu Rapp 1997: 50–56) oder die dramatischen Geschichten von Kampf und Opfer an der Eiger-Nordwand oder dem Nanga Parbat (vgl. Höbusch 2002, 2009). Diese Nähe von alpiner Bewegung und NS-Ideologie nehmen verschiedene Autor/innen in den Blick (vgl. DAV, ÖAV und Alpenverein Südtirol 2011; Amstädter 1996; Kluge 2007; Mierau 2006; Mueller 1979; Zebhauser 1998). Inzwischen ist auch die Aufarbeitung der Geschichte jüdischer Bergsteiger/innen (Loewy/Milchram 2009; Schindler 2005b), der Naturfreunde-Bewegung (Günther 2003) und anderer »Rote[r] Bergsteiger« (Schindler 2008; auch Archiv der Münchner Arbeiterbewegung 2002) begonnen worden.

Trotz der offensichtlichen Einbindung des Expeditionsbergsteigens in koloniale Imaginationen und Praktiken, ist dieser Aspekt bisher fast ausschließlich in der englischsprachigen Literatur untersucht worden (vgl. Bayers 2003; Hansen 2000). Wegweisend für einen Blick auf die Investitionen und Interventionen nicht-weißer Subjekte am Berg ist Sherry Ortner's (1999) Studie zur Position von Sherpas im Everest-Tourismus. Susan Frohlick (2003, 2004, 2005) ergänzt diese Perspektive um Überlegungen zur Verhandlung des Verhältnisses globaler und lokaler Bezüge im Himalaja-Tourismus der Gegenwart. Für die Schweiz liefert Patricia Purtschert (2013) erste Überlegungen dazu, wie sich eine postkoloniale Perspektive für das Verständnis alpinistischer Praktiken produktiv machen lässt.

Einen Überblick über die Nachkriegsgeschichte des Alpinismus versucht ein Ausstellungskatalog des DAV (Kaiser/Mailänder 2007). Auch Nicholas Mailänders (2006) eher journalistisch gehaltenes Buch über München als Zentrum der alpinistischen Bewegung weist über die Zäsur 1945 hinaus. Fast unerforscht bleibt aber bis heute insbesondere die DDR-Geschichte des Bergsports (als Ausnahme: Schindler 2005a, 2007; zur Sowjetunion Maurer 2010), die vor allem eine Geschichte der in der Vorkriegszeit sehr aktiven sächsischen Bergsteiger/innen sein dürfte (dazu Schemmann 1988). Dies ist vor allem deshalb bedauerlich, weil die Positionierung der Bergsportler/innen zwischen DDR-Sportwesen (dazu Schindler 2007) und halblegalen Expeditionen in die Berge der Sowjetunion (dokumentiert in Kuhbandner/Oelker 2011) ein facettenreiches Bild liefern könnte, das über

die Dokumentation eines Randphänomens der Sportgeschichte der DDR hinausreicht. Es ist vor allem diese Forschungslücke, die die Konzentration meiner eigenen Arbeit auf die Alpingeschichte des dem ›Westen‹ zugerechneten deutschsprachigen Raums bedingt. Die Aufarbeitung der sporthistorischen Hintergründe der Bergliteratur der DDR wäre Gegenstand einer eigenen Arbeit. Für das Projekt einer historischen Skizze alpinistischer Gemeinschaftskonzeptionen im deutschsprachigen Raum fehlt damit aber ein wichtiger Baustein.

Die oben skizzierte Vielzahl historischer und geografischer Kontexte des Phänomens Alpinismus rechtfertigt die Frage, ob es überhaupt Sinn macht, diese unter dem Oberbegriff Moderne zu vereinheitlichen. Angesichts fundamentaler politischer, wirtschaftlicher und kultureller Veränderungen im Untersuchungszeitraum erscheint Moderne als ein stark vereinfachender Epochenbegriff, dessen Gültigkeit als Gegenwartsbeschreibung seit längerem infrage steht. Diese Debatten, etwa in Form der Thesen zur *Risikogesellschaft* (Beck 1986, 1993), spiegeln sich dabei, wie schon die Diskussionen um die Krisen der Moderne der Jahrhundertwende, auch im alpinistischen Diskurs.⁸ Auch wenn sich Bergsteiger/innen der Gegenwart, anders als die des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, nicht länger als Teil einer ›Kulturbewegung‹ verstehen, offenbaren die oben beschriebenen Studien nicht allein historische Differenzen, sondern auch grundlegende Kontinuitäten. So kann zum Beispiel Andrea Hungerbühler (2013) nachweisen, dass die für das alpinistische Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts grundlegende Kontrastierung eines unverdorbenen ›Oben‹ mit einem potentiell problematischen, städtischen ›Unten‹ genau wie die Idee der Alpen als Garant von Freiheit zentrale Motive in den Identitätskonstruktionen gegenwärtiger Bergsteiger/innen bleiben. Setzt man, aller Skepsis einer inhaltlichen Bestimmung von Moderne zum Trotz, wie Tschofen (1999) oder Günther (1998) die selbstreflexive Behauptung eines Gegensatzes von Tradition und Moderne als zentrales Charakteristikum moderner alpinistischer Selbstverständigungen, offenbart sich deren ungebrochene Aktualität.

⁸ So werden heute ökologische Krisenszenarien oder Fragen nach dem Umgang mit Risiken zur Legitimation alpinistischer Praxis herangezogen. Ein gutes Beispiel für diese anhaltend enge Verflechtung wissenschaftlicher Gegenwartsdiagnosen und alpinistischer Selbstdeutung liefert Caysa/Schmid/Messner 2002.

Geschlechtergeschichten des Bergsteigens

Insgesamt lässt sich eine zwar lückenhafte und häufig im Deskriptiven verbleibende aber dennoch reiche Auseinandersetzung mit der Geschichte des Alpinismus konstatieren. Für die Frage nach Geschlechterkonstruktionen bieten diese Arbeiten jedoch zumeist wenig Anknüpfungspunkte. Wegweisend war diesbezüglich die oben erwähnte Arbeit von Dagmar Günther (1998), an die Tanja Wirz (2007) in ihrer Geschlechtergeschichte des Bergsteigens in der Schweiz anschließt. Andrea Hungerbühler (2013) legt in ihrer soziologischen Studie zum beruflichen Selbstverständnis von Schweizer Bergführer/innen einen Schwerpunkt auf dessen Status als Männerberuf; Martina Gugglberger (2016a) versammelt in einem Themenheft der *zeitgeschichte* Aufsätze zur Geschlechtergeschichte des Alpinismus nach 1945. Arbeiten zur (post)kolonialen Geschichte des Bergsports sowie einzelne Aufsätze anderer Autor/innen (z. B. Dummitt 2004; Frohlick 2006; Gilchrist 2007; Rak 2007) ergänzen diese Arbeiten um einen Blick auf Geschlechterkonstruktionen im englischsprachigen Alpinismus und eine globalere Perspektive. Ingrid Runggaldiers »Frauen im Aufstieg« (2011) liefert wertvolle Hinweise zu Biografien deutschsprachiger Bergsteigerinnen, zielt aber leider, wie ähnliche Arbeiten aus dem englischsprachigen Raum (Birkett/Peascod 1989), vor allem auf ein außerwissenschaftliches Publikum.⁹

Gemeinsam ist all diesen Arbeiten die Diagnose einer starken symbolischen Verknüpfung des Bergsports mit Konzeptionen heroischer Männlichkeit sowie einer Marginalisierung von Frauen in der alpinistischen Szene. Dies bedeutet auch, dass Frauen in einigen Ländern aus Bergsteigervereinigungen oder der Bergführerausbildung ausgeschlossen werden.¹⁰ Die-

⁹ Das Problem unzureichender Quellenbelege charakterisiert zahlreiche eher journalistische Arbeiten zum Alpinismus, etwa Jonathan Neales (2003) Buch zur Kultur der Sherpas oder Ralf-Peter Märtns (2002) Überblick zur Besteigungsgeschichte des Nanga Parbat. Dort, wo ich auf solche Referenzen angewiesen bin, versuche ich, diese Problematik sichtbar zu machen. Wie in jeder Diskursanalyse bleibt die Grenzziehung zwischen Quelle und Sekundärliteratur eine Entscheidungsfrage. Für das Bergsteigen, das zumindest im 19. Jahrhundert als bildungsbürgerliche Aktivität gelten kann (vgl. Gidl 2007: 33f.), ist eine besondere Nähe zwischen alpinistischer Selbstdeutung und wissenschaftlicher Reflexion festzuhalten, die, unabhängig von der Einhaltung wissenschaftlicher Standards in den Publikationen, reflektiert werden muss.

¹⁰ Die ersten Vereinigungen von Bergsteigerinnen gründen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf Ausschlüsse aus den Männerclubs, die teilweise erst im Zuge der Debatte um das Frauenbergsteigen in den jeweiligen Satzungen fixiert werden. 1908 verweigert der SAC Frauen formal die Mitgliedschaft. 10 Jahre später gründet sich der Schweizer Frauen-Alpenclub (SFAC). Der britische Alpine Club, die älteste alpine Verei-

sen Ausgrenzungen steht eine facettenreiche Geschichte des Frauenbergsteigens gegenüber, die bis zu den Anfängen des Bergsports zurückreicht. Die Monopolisierung des Bergsteigens als Männersport ist demnach im gesamten Untersuchungszeitraum legitimationsbedürftig, zeitweise offen umkämpft. Diese Kämpfe, das betont vor allem Tanja Wirz (2007: insbes. 144ff.), lassen sich nicht als eine lineare Geschichte zunehmender Partizipation von Frauen erzählen. Für eine Adlige der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so vermutet Wirz, war eine Alpenreise unter Umständen problemloser möglich als für eine bürgerliche Frau um 1900. Deutlich wird auch, dass das Kriterium Teilhabe kontextgebunden spezifiziert werden muss und keinen einfachen Maßstab bietet. So teilen zum Beispiel Expeditionsbergsteigerinnen und Sherpanis nicht notwendigerweise die gleichen Interessen (vgl. Ortner 1999: 217–247). Solchen Linien werde auch ich weiter nachgehen.

Keine der Arbeiten zu Alpingeschichte und alpinistischen Selbstverständnissen stellt soziale Nahbeziehungen am Berg explizit ins Zentrum der Analyse. Mit den oben zitierten Studien teile ich die Aufmerksamkeit für die Bedeutung von Geschlecht für alpinistische Identitätskonstruktionen sowie das Interesse an Ein- und Ausschlussmechanismen sowie deren Legitimation. Am ehesten zeigt Sherry Ortners *Life and Death on Mount Everest* (1999) das Interesse an alpinistischen Gemeinschaftsentwürfen. Sie versteht das Bergsteigen als machtgeladenen Verständigungsprozess unter (post)kolonialen Bedingungen, in dem sowohl Sherpas als auch Expeditionstourist/innen ihre eigenen Identitäten verhandeln. Diese Perspektive liefert zahlreiche Anschlusspunkte, vor allem, da sie die Texte der Expeditionsbergsteiger/innen gegen und durch eine ›Sherpa-Geschichte‹ des Bergsports hindurch liest. Alpinistische Gemeinschaftserzählungen werden aber auch hier eher indirekt und durch den Filter einer ungleichen Kultur-

nigung, versteht sich als klassischer Gentlemen's Club. Der Ladies Alpine Club wird 1907 gegründet; 1921 schließen sich Felskletterinnen im Pinnacle Club zusammen (vgl. Wirz 2007: besonders 12, 152ff.; Birkett/Peascod 1889: 26, 31ff.). Debatten um das Frauenbergsteigen werden um die Jahrhundertwende auch im Deutschen und Österreichischen Alpenverein (DÖAV) geführt, münden aber nicht im formalen Ausschluss auf Vereinesebene (vgl. Günther 1998: 277ff.). Der formale Ausschluss von Frauen aus der Bergführerausbildung in der Schweiz erfolgt 1925, als die Tauglichkeit zum Militärdienst als Eintrittskriterium festgeschrieben wird. In den 1970er Jahren fällt diese Regelung, die erste Bergführerin tritt ihre Ausbildung 1983 an (vgl. Hungerbühler 2013: 99f., 104–106). Auch die Öffnung der Alpenvereine für Frauen erfolgt erst in den 1970er Jahren: 1974, ein Jahr vor der Integration des Ladies Alpine Club, werden die ersten Frauen in den Alpine Club aufgenommen (vgl. Band 2006: 236f.), in der Schweiz fusionieren 1979 SAC und SFAC (vgl. Wirz 2007: 203f.).

begegnung zum Thema. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung von Freundschaftskonzeptionen am Berg steht somit bis heute aus.

Das Anliegen, diese Forschungslücke zu schließen, begründet sich zunächst aus der zentralen Stellung, die Freundschaftserzählungen innerhalb des alpinistischen Diskurses selbst einnehmen. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung sind die Konzeptionen zwischenmenschlicher Nähe aber auch deshalb interessant, weil sich in ihnen Bedingungen von Zugehörigkeit sowie Machtansprüche formulieren. So liefert ein Blick auf Konzeptionen und Praktiken der Freundschaft eine produktive Perspektive auf Verhandlungen von Geschlechterhierarchien.

Freundschaft und Geschlecht

Wenn man bedenkt, dass Begriffe wie Freundschaft, Kameradschaft oder Bruderschaft als Bezeichnung für persönliche Beziehungen auf die Bedeutung des Privaten und damit auf ein zentrales Thema feministischer Forschung zielen, überrascht die Kargheit des Stands der Forschungen zu Freundschaft und Geschlecht. Nicht allein, dass weite Teile der Freundschaftsforschung Geschlecht als nebensächlich behandeln; auch Untersuchungen, die Geschlecht ins Zentrum rücken, nehmen oft wenig Notiz voneinander und verzichten auf eine Einbettung in theoretische Debatten der Gender Studies. Dieses Kapitel plädiert dagegen für ein Vorgehen, das über die Analyse von Repräsentationen naher Beziehungen Konstruktionen von Geschlecht in ihren vielfältigen Verschränkungen in den Blick nimmt, positioniert diesen Zugang im Rahmen bestehender Forschungen und klärt abschließend den Begriff des Männerbunds.

Frauenfreundschaften versus Männerfreundschaften? Soziale Nahbeziehungen als Analysekatgorie

Die These, dass Männer anders Freundschaften führen als Frauen, die zu meist im Gegensatz *side-by-side* vs. *face-to-face* kondensiert wird (vgl. Wright 1982; einflussreich auch Rubin 1985), ist in der Freundschaftsforschung noch nicht verabschiedet (vgl. z.B. Stiehler 2009; Greif 2009; Heidbrink 2009; Auhagen 1993: 221ff.): Männerfreundschaft, so die These, begründe sich in gemeinsamen Handeln, während Frauen größeren Wert auf die

direkte Kommunikation miteinander legten. Problematisch ist dabei nicht allein die Frage, ob es sich bei diesen Geschlechterdifferenzen um eine »biologically transmitted »propensity« with roots in human evolutionary history« (Tiger 1969: xiii) handelt, oder, wie etwa Graham Allan (1989: 65–84 und 1979: 123ff.) dagegenhält, sozialstrukturelle Faktoren (zum Beispiel geschlechtsspezifische Sozialisation und Arbeitsteilung) zur Herausbildung geschlechtsdifferenter Freundschaftsmuster führen. Auch angesichts der Feststellung, dass bei Einbezug anderer Variablen, wie zum Beispiel nationaler Zugehörigkeit, Differenzen innerhalb der Genus-Gruppen die Unterschiede zwischen Frauenfreundschaften und Männerfreundschaften überwiegen (vgl. Nardi 1992: 5f.; Bruckner/Knaup 1993), sollte die griffige Formel *side-by-side vs. face-to-face* mit Vorsicht genossen werden – von grundsätzlichen Warnungen vor der Reifizierung eigener Vorannahmen über Geschlecht im Forschungsprozess einmal ganz abgesehen. Nichtsdestotrotz bildet das *side-by-side*-Prinzip ein gängiges Motiv der Narration mann-männlicher Verbundenheit, das, so eine der Beobachtungen dieser Arbeit, auch für die alpinistischen Freundschaftsgeschichten sehr prägend ist.

Dabei ist die Annahme, dass Frauen überhaupt zur Freundschaft fähig sind, historisch keineswegs selbstverständlich. Die Bemerkung, dass die »großen« Theorien der Freundschaft (meist angefangen bei Aristoteles) ideale Freundschaft explizit als eine Männern vorbehaltene Tugend charakterisieren, fehlt in kaum einer Abhandlung über Freundschaft und Geschlecht. Die feministische Frauenforschung stellt dagegen das Projekt einer Sichtbarmachung naher Beziehungen unter Frauen und von Frauen verfasster Abhandlungen über Freundschaft (z. B. Becker-Cantarino 1991; Bovenschen 2009; Gerhard/Klausmann/Wischermann 1993; Hansen 2009; Heuser 1991; Labouvie 2009). Diese Arbeiten formulieren eine »Kritik und Differenzierung des einseitig männlich geprägten Freundschaftsbegriffs« (Heuser 1991: 145) und machen sich auf die »Suche nach Spuren einer weiblichen Freundschaftskultur« (ebd.).¹¹ Dies geht zum Teil mit der Annahme einher, dass Freundschaften unter Frauen ein emanzipatorisches Potenzial bergen (einflussreich für diese Annahme: Rich 1991 [1980]).

11 Einen frühen Ausgangspunkt für dieses Projekt liefert Virginia Woolf (1990 [1929]: 78f.): »Chloe liked Olivia,« I read. And then it struck me how immense a change was there. Chloe liked Olivia perhaps for the first time in literature. [...] All these relationships between women, I thought, rapidly recalling the splendid gallery of fictitious women, are too simple. So much has been left out, unattempted. And I tried to remember any case in the course of my reading where two women are represented as friends.«

In einem anderen Strang der Forschung erscheint in Abgrenzung zum männlich konnotierten Freundschaftsideal der Vergangenheit Freundschaft in der Gegenwart als Frauendomäne.¹² So hält etwa Horst Seidl (1995: 425) Frauen für »von der Freundschaftskrise weniger betroffen als [...] Männer.« Männerfreundschaften (als Freundschaften zwischen Männern) seien eine verkümmerte Ressource, die für die soziale Arbeit genutzt werden sollte (vgl. z.B. Greif 2009; Stiehler 2009). Bewusst geführte Freundschaften gelten dann als mögliches Korrektiv einer als defizitär und krisenhaft gezeichneten Männlichkeit (vgl. z.B. Seidler 1992). Nach den exklusiven Dimensionen von Freundschaft, der Funktion von Freundschaften für die Verteilung politischer, ökonomischer oder symbolischer Macht, wird dabei meist gar nicht gefragt.

In diese Diskussion über eine »andersartige aber gleichwertige« männliche Freundschaftskultur, die zumeist die *side-by-side*-These aufgreift, interveniert Michael A. Messner (1992: 217) deshalb mit der Frage: »How do these male friendship patterns fit into an overall system of power?« Am Beispiel männlicher Athleten setzt er deren als höchst ambivalent beschriebene Freundschaften mit anderen Männern in Verhältnis zu ihren Beziehungen zu Frauen:

»In a very real sense, these young men's relationships with girls and women – whether sexual or not – were constructed through (indeed, were often distorted by and subordinated to) their friendships with their male teammates.« (Ebd.: 228)

Männerfreundschaften erscheinen hier als Orte der Aufrechterhaltung heteronormativer Ordnung, die Gewalt gegen Frauen genauso unterstützen können wie die Ausgrenzung anderer, zum Beispiel schwuler Männer.

Messners Hinweis auf Ausschlüsse und die Verteidigung von Privilegien verweist auf die im deutschsprachigen Raum unter dem Stichwort Männerbund geführte Debatte, die weiter unten Thema sein wird. An dieser Stelle geht es mir zunächst um die Chancen, die ein analytischer Fokus auf soziale Nahbeziehungen im Gegensatz zur Frage nach Frauenfreundschaften und Männerfreundschaften bietet. Anstatt die heteronormative Annahme, dass Freundschaft nur in gleichgeschlechtlichen Beziehungen zu finden ist, einfach fortzuschreiben, liefert Messners Frage nach den vielfältigen Beziehungen der Athleten Erkenntnisse über Machtbeziehungen zwischen Frauen und Männern, aber auch innerhalb der Gruppe der männli-

¹² Peter M. Nardi (1992: 1ff.) begründet dies mit dem Homosexualitätsverdacht, der erst Ende des 19. Jahrhunderts aufkommt, dann aber Männer stärker betrifft als Frauen.

chen Athleten selbst. Inszenierungen eines spezifischen *side-by-side*-Charakters mann-männlicher Freundschaft kommen zudem nicht als Ausdruck einer präexistenten Männlichkeit der Akteure in den Blick, sondern als Muster der Herstellung von Geschlechterdifferenz, das diese Männlichkeit weniger abbildet denn hervorbringt.

Die Frage, ob oder wie Männer anders Freundschaften führen als Frauen, ist somit von meinem Interesse an der Vergeschlechtlichung von Konzeptionen und Praktiken der Freundschaft abzugrenzen. Ziel ist, über die Analyse medialer Entwürfe sozialer Nahbeziehungen Konstruktionen von Geschlecht (in ihrer Interdependenz) angemessen greifen zu können: Wie werden über Praktiken und Semantiken von Freundschaft Geschlechtsidentitäten entworfen und in Beziehung gesetzt? Dieser Perspektivwechsel ist kennzeichnend für die (de)konstruktivistische Wende der Geschlechterforschung, mit der seit Beginn der 1990er Jahre die Frage nach der Konstruktion von Geschlecht disziplinenübergreifend zum forschungsleitenden Paradigma avanciert ist (vgl. einfürend z.B. Degele 2008: 77–118). In Verhandlungen sozialer Nahbeziehungen, so die Konsequenz für diese Arbeit, stehen Konzeptionen der Geschlechterdifferenz und -hierarchie selbst auf dem Spiel.

Das bedeutet auch, Freundschaft als Gegenstand dieser Arbeit nicht vorab zu definieren und von anderen Beziehungsformen (der romantischen Liebe, Arbeits- und Verwandtschaftsbeziehungen, Vereinsmitgliedschaften u.ä.) abzugrenzen. Erscheinen diese Grenzziehungen doch selbst als Gegenstand von Aushandlungsprozessen, die eng mit Vorstellungen von Geschlechterdifferenz verquickt sind. Indem so vielfältige, auch zwischengeschlechtliche Beziehungen und die Bedeutungen, die ihnen die Akteur/innen geben, Gegenstand der Analyse werden, nimmt dieser Zugang die Forderung, Geschlecht als intersektionale Kategorie zu untersuchen, ernst. Wenn Geschlecht sich nicht nur in der Dichotomie von männlich-weiblich etabliert, sondern Differenzen innerhalb der Genus-Gruppen konstitutiv für unser Verständnis von Geschlecht sind, dann eröffnet ein Blick auf Beziehungen notwendigerweise einen Blick auf die Verstrickungen vielfältiger Differenzkategorien (zu dieser Debatte vgl. einfürend Walgenbach 2012; zu ihren Ursprüngen auch hooks 1981; Hull/Scott/Smith 1982).

Die methodologische Überlegung, die hinter der Wahl steht, Beziehungen zur leitenden Analysekategorie zu erklären, ist somit erstens, dass dieser Zugang es ermöglicht, Geschlechterkonstruktionen zu untersuchen,

ohne ›Männer‹ oder ›Frauen‹ als Einheiten vorauszusetzen. Anstatt über die Analyse von ›Frauenfreundschaften‹ oder ›Männerfreundschaften‹ die heteronormative Setzung zu übernehmen, die auch in weiten Teilen meines Materials gleichgeschlechtliche Beziehungen nur als Freundschaft, gegen geschlechtliche dagegen automatisch als zumindest potentiell erotische Bindung fasst, frage ich, wie über solche Zuweisungen Geschlechterdifferenzen behauptet und Geschlechterhierarchien etabliert werden. Zweitens eröffnet der Blick auf Beziehungen Möglichkeiten, Geschlechterkonstruktionen in einem Geflecht unterschiedlicher Differenzbehauptungen zu analysieren, ohne vorab zu bestimmen, welche Differenzkategorien für Entwürfe alpinistischer Identitäten als besonders relevant gelten können (zu diesem Problem vgl. Winker/Degele 2009: 15ff.). Dass in dieser Arbeit insbesondere Verhandlungen nationaler Zugehörigkeit einen wichtigen Stellenwert einnehmen werden, ist, wie der starke Fokus auf Entwürfe männlicher Identität, dem Material geschuldet.

Ideale Freundschaft und die Begründung des Gemeinwesens

Wie die Familie erscheint auch die Freundschaft als private Bindung, die gerade aufgrund ihres persönlichen Charakters immer über das bloß Private hinausweist. So konstatieren einige Soziolog/innen ausgehend von Friedrich Tenbrucks (1964) These einer wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung von Freundschaft angesichts von Individualisierungsprozessen neue Freundschaftsmodelle als Vorreiter einer neuen Gesellschafts- und Geschlechterordnung (vgl. z. B. Bude 2008; Maier 2008; Roseneil/Budgeon 2004; Roseneil 2008).¹³ Das Nachdenken über Freundschaft scheint eng an Visionen einer besseren Gesellschaft gebunden zu sein. Als egalitäre Bindung unter Gleichen, als Verkörperung idealer Tugend oder als Versprechen auf persönlicher Nähe gegründeter Gemeinschaft machen Theoretiker/innen der Freundschaft diese nicht erst heute als Grundlage größerer Kollektive, als Beziehungsform, die das Gemeinwesen begründet,

¹³ Die Individualisierungsthese vertritt auch Nötzold-Linden (1994). Selbstverständlich lässt sich das zugrundeliegende modernisierungstheoretische Modell anzweifeln: Auch wenn sich Ideale und Praktiken von Freundschaft im 18. Jahrhundert grundlegend ändern, ist das Bild einer linearen Entwicklung von Nutzenfreundschaften und fixen gesellschaftlichen Rollenerwartungen hin zu individualisierten, auf persönlicher Sympathie beruhenden und von Nutzenabwägungen freien Freundschaftsbindungen mit Blick auf Vergangenheit wie Gegenwart zu einfach (vgl. Asch 2011; zur Geschichte der Freundschaft auch Caine 2009).

stark (vgl. für das 18. Jh. Meyer-Krentler 1984; für das 19. Jh. Mosse 1982; auch Kaplan 2007).¹⁴ Dies in Beziehung zu der engen Kopplung von Freundschaft und Männlichkeit in vielen dieser Theorien zu setzen, scheint unabdingbar. Wenn Freundschaft so häufig als männliche Eigenschaft erscheint, verweist das nicht allein darauf, dass der Status als Bürger (und damit: idealer Freund) in den jeweiligen historischen Kontexten Männern vorbehalten bleibt (vgl. Meyer-Krentler 1991: 19f.; Bovenschen 2009: 14ff.). Inszenierungen von Freundschaft als männliche Tugend können darüber hinaus als Strategien der Absicherung dieses Status verstanden werden, als Markierung des Gemeinwesens als männlicher Zusammenschluss und Bekräftigung männlicher Privilegien.

Auch gegenwärtige Klagen über den Niedergang mann-männlicher Freundschaft oder Erneuerungsversprechen durch alternative, teils als queer markierte Freundschaftsmodelle, wären so als Verhandlungen über die Fundierung des Gemeinwesens lesbar. In jedem Fall sind auch die gegenkulturellen Inanspruchnahmen von Freundschaft als Leitprinzip gesellschaftlicher Erneuerung keineswegs neu. Schon die Männerbünde der Weimarer Republik werden beispielsweise von Visionen einer geschlechtergerechten Gesellschaft kontrastiert, die Kameradschaft zwischen den Geschlechtern zum leitenden Prinzip erheben (vgl. Kundrus 2002). Der Idee einer mann-männlichen Fundierung des Gemeinwesens stehen nicht erst heute Alternativkonzepte entgegen, die – das ist die Konsequenz für diese Arbeit – darauf verweisen, dass es sich bei der Rede von der Freundschaft um umkämpftes Territorium handelt, in dem mehr und anderes auf dem Spiel steht als nur persönliche Nähe.

Auch in meinem Material spielen solche Bezüge eine zentrale Rolle. Wenig überraschend sind es zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem Männerbundtheorien und Konzeptionen der Volksgemeinschaft, die im alpinistischen Diskurs ihre Spuren hinterlassen. Da gerade der Begriff des Männerbunds als paradigmatisch für die oben beschriebene enge Verquickung wissenschaftlicher Gesellschaftsdiagnosen und politischer Auseinandersetzung gelten kann, bleibt eine Klärung dieses Begriffs notwendig.

14 Auf einer anderen Ebene erscheint Freundschaft in Form von Korruption und Patronage zumindest in der Gegenwart als Bedrohung stabiler Ordnung. In meinem Material, das durchaus die zentrale Bedeutung persönlicher Beziehungen für das berufliche Vorkommen in der Abenteuerbranche spiegelt, spielen solche Kritiken kaum eine Rolle.